

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postkonto IX 2988) Oesterreich (Postkonto D 111,699) und Deutschland halbj. Fr. 7.50, vierteljährlich Fr. 3.80. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzl. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Rp. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Lu (Rheinfall) Tel. Nr. 73.180. Schriftleitung: Schaan, Telephon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telephon Nr. 43.

Organ für amtliche Kundmachungen

Anzeigenpreise: die 1spaltige Millimeterzeile
Inland 4 Rp. 8 Rp.
Angrenz. Rheintal (Sargans bis Sennwald) 6 Rp. 12 Rp.
Übrige Schweiz 7 Rp. 14 Rp.
Ausland 8 Rp. 14 Rp.
Anzeigenannahme für das Inland und Feldkirch:
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43;
für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland:
Schweizer Annoncen A.-G.
St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Zweiggeschäfte.

Rund um den Völkerbund.

Das die alte Völkerbunds-Ideologie heute auf Krücken einherhumpelt, ist auch schwachen Augen erkennbar. Gar zu viele Niederlagen mußten im Laufe weniger Jahre eingestekt werden. Gar zu schwach zeigte sich der groß aufgezogene Apparat gerade dann, wenn er wie ein Erzengel Michael mit dem Flammenschwert hätte dreinfahren sollen. Am bösesten wirkte sich diese Schwachheit aus, als Genf das Wagnis unternahm, dem auf das abessinische Abenteuer losziehenden Italien in dem Arm zu fallen. Der gepanzerte Arm des verfehmten Staates litt keinen Schaden, aber der völkerbündische, der den Volkstiften zu machen versuchte, bekam einen Knag und wird heute noch in der Schlinge getragen. Da zeigte es sich, daß die im Artikel 16 des Völkerbundsstatuts vorgesehenen Sanktionen, d. h. die Androhungen von Strafen gegenüber einem Paktbrüchigen, ein Pfeil sind, der auf den Schützen zurückfällt. Die Situation der Mitgliedstaaten ist an sich und im Verhältnis zu einem „armen Sünder“, der mit wirtschaftlichem Boykott oder gar mit einem Sühnekrieg in den Senkel gestellt werden soll, eine so verschiedene, daß auf ein diszipliniertes Zusammenspiel dieser Kräfte nicht gerechnet werden kann.

Die Großen kommen ja immer besser weg bei solchen Affären. Auch damals wurde Italien von gewissen Großmächten offiziell boykottiert und unter der Decke beileiert, nach berühmten Beispielen, die während des Weltkrieges sogar zwischen Erzfeinden sich abgepielt haben. Wäre es da nicht besser, die Sanktionen, die nur zu Blamagen geheißen, fahren zu lassen, zum mindesten ihres obligatorischen Charakters zu entkleiden, wie die Schweden das jetzt vorzuschlagen, um die unter keinen Umständen einer Blamage ausgesetzte Kraft des guten Willens, in wohlthätiger Vermittlung gegossen, einzig und allein als Völkerbundsauflage walten zu lassen?

Nun tritt, je weiter die Zeit marschiert, desto deutlicher eine ganz bestimmte Gefahr in den Vordergrund. Es ist wahrhaftig nicht böse Absicht der Engländer und Franzosen, daß sie — mit den Sowjetrussen — nachgerade die einzigen Großmächter in der Gesellschaft der Nationen sind. Die Japaner, die Deutschen und die Italiener sind davongegangen, weil ihnen die Bindungen nicht behagten, weil sie einen ganz elementaren Drang zu absoluter Ellenbogenfreiheit in sich verspüren. Und wie

benutzen sie nun diese Freiheit? Die Achse Berlin-Rom und das Dreieck Berlin-Rom-Tokio sagen das uns! Es wird Bündnispolitik alten Stils, grandiose Kriegsvorbereitung (die allerdings nur der Kriegsbereitschaft gelten soll) getrieben, die die andern Staaten zu ebensolchen Anstrengungen zwingt, auch zur möglichsten Zusammenballung der Kräfte, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein. Und die letzte und tiefste Ursache dieser Ausschreibung bildet der seit dem Versailler Frieden schwebende Gegensatz Zufriedener und Begehrender. Wer die gegenwärtige Weltverteilung anerkannt, steht in einem, wer sie umstoßen will, in andern Lager. Und dazwischen eine schöne Zahl ziemlich machtloser Neutraler, nette Leute gleich uns Schweizern (!): die Holländer, Belgier, Schweden, Norweger, Finnen, aber keine Großmächte. Es ist also ein ideologischer Gegensatz da, der die Welt in Stücke reißt, und von allen denen, die den Völkerbund befehlen, wird als Generalargument immer neu ins Feld geführt, daß er doch nichts anderes sei als die Siegesbeuteverteilungsgesellschaft von anno dazumal, als ein Clemenceau und Lloyd George währten, für eine halbe Ewigkeit einen Weltneubau erstellen zu können. Wir haben die polemische Behauptung und ihre kleine, gehässige Enge immer bekämpft. Selbst die Großen der allerersten Mächte wollten den Völkerbund als ehrliches Friedensinstrument, auch wenn sie in der Folge nicht so elastisch im Vor- und Nachgeben waren, wie die feibrig ungeduldigen Selbshungrigen das verlangten. Und mit ihnen wollten alle Kleinen, die nur im Frieden ihr Glück suchen, erst recht dieses Ziel, setzten ungemessene Hoffnungen auf ein völkerverbindendes Wirken Genfs. Die harten Realitäten des Lebens waren indessen stärker als die Macht der guten Gedanken. Und nun wickelt der geschilderte Gegensatz sich so aus, daß die drohenden rumorenden autoritären und totalitären Staaten den Völkerbund mit ihren Gegnern: den Franzosen und Engländern, in einen Tügel werfen und gewaltam eine Solidarität aller Mitgliedstaaten mit diesen Hauptmächten konstruieren, die in Wirklichkeit gar nicht besteht. Sie wäre nur da, wenn der Völkerbund derart unter französischem und englischem Diktat stände, daß diese Staaten sein Sanktionensystem in einem nur sie betreffenden Konflikt für sich mobilisieren

könnten. Davon ist keine Rede. Aber damit ist die große Gefahr nicht behoben, die jetzt allen Staatsmännern der mittleren und kleinen Mitgliedstaaten schwere Bedenken verursacht. Es sind bei einem Zusammenstoß mehrerer Mächte sehr wohl Situationen denkbar, in denen Frankreich und England in ehrlicher Ueberzeugung den Buchstaben des Gesetzes anrufen und die sagen. Neutralen an die aus dem Artikel 16 erwachsenden Pflichten mahnen könnten. Die Großen würden das als eine Selbstverständlichkeit betrachten, während die Kleinen sich mit allen Fasern gegen ein solches Hereinzerren in den Welttumult sträuben. Die Konfliktsmöglichkeiten stellen sich nachgerade fernenweise ein. Wie lange schien der spanische Bürgerkrieg ganz Europa mit in den Strudel reißen zu wollen! Und wie droht jetzt der Kampf im Fernen Osten zu einem zweiten Weltkrieg sich auszumachen! Alles ist so ganz anders geworden, als die ursprüngliche Betrachtung des Weltfriedensproblems durch die Völkerbunds-Brille das für wahr haben wollte. Es sind nicht hundert auf den Frieden erpichte Staaten da, die mit frommem Eifer auf den hundertundeinten sich stützen können, wenn er Arkadiens Ruhe stört. Es ist alles unter- und durcheinander geraten, alles im Kampferischen Bewegung, und das Problem des nachdrücklichen, mehr oder weniger gewalttätigen Ruhestiftens erscheint damit als ein beinahe unlösbares.

Darum jetzt die Diskussion in Genf, ob die Sanktionen, die Dishonoren mit der Exekutivgewalt des Bundes, weiter beibehalten werden sollen oder nicht! In einem verhältnismäßig einfachen Falle, im italienischen, hat wie gesagt, der Apparat vollkommen verlagert. Würde es besser gehen in einem allgemeinen Tumult, wo es wahrscheinlich gar nicht so leicht wäre, den und die Angreifer festzustellen? Schon die Erfahrung sollte also zu einer einfacheren und darum nicht unwirksameren Praxis mahnen. Aber England und Frankreich möchten am alten System festhalten. Sie sperren sich gegen einen sofortigen Entscheid, weil das Wetter gegenwärtig zu schlecht sei. Und ihr eifrigster Partner ist der Sowjetruss Lwinoff, der für einen kräftigen, marschbereiten Völkerbund plädiert. Kommt das so per ungefähr? Sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß keiner aus seiner Haut schlüpfen kann und die Großen und Kleinen je nach Bedarf hier verschiedene Auffassungen haben? Daß der Völkerbund jetzt die nie erreichte Universalität sich erkämpfen kann, erscheint

als ausgeschlossen. Doch darf er auch keine Mächtigkeitsgruppen alten Stils werden, sondern muß mit seinen beschränkten Mitteln vorbehaltlos und lauter dem Frieden dienen. („L. B.“)

Der Strümmelthaus von Balzers (Von Gustav Alfons Matt, Zug.)

Mit ihrem Trommler an der Spitze zogen darauf die Jungburschen ruhig nach Hause. Der ausgewiesene Beamte aber reiste nach Wien, um bei dem Fürsten Beschwerte einzureichen wegen seiner gewalttätigen Ausweisung. Entgegen der Wahrheit, stellte Langer aber den Sachverhalt so dar, als wenn das ganze Volk sich in Aufruhr befände und an seiner Fortschaffung beteiligt gewesen wäre. Das gewalttätige Vorgehen der Jungburschen gegen einen fürstlichen Beamten konnte natürlich nicht ohne Folgen bleiben. Die Führer des Volkes, welche in diesem Vorgang doch eine Ungehörigkeit gegen den Fürsten sahen und eine Gefährdung ihrer Unterhandlungen mit dem Landesherren erblickten, erließen einen Aufruf zur Ruhe und Besonnenheit und veranlaßten gleichzeitig die Bildung von Sicherheitsausschüssen in sämtlichen Gemeinden. Von Seiten der Regierung aber wurde eine strenge Unterdrückung eingeleitet. Die verantwortlichen Väter und Vormünder der ermittelten Teilnehmer an der Verschwörung erhielten schriftliche Ankündigung einer Exekution durch monatlichen Kontingents, wonach jeder Betroffene einen Soldaten auf acht Tage zur Verpflegung erhalten sollte. Diese Zwangsverpflegung bedeutete nun für diese Bauern nicht gerade eine schwere Last. Was auf den Tisch kam, erzeugte ja ihre eigene Wirtschaft, ein Löffel mehr aufgelegt, in einer Kammer ein Bett mit frisch gefülltem Laubsack, das war alles!

Die Exekution ließ nicht lange auf sich warten. Eines Tages marschierte aus dem Schlosse zu Baduz eine Abteilung Soldaten — alle waren Angehörige der unteren Landschaft — unter Anführung eines Unteroffiziers, nach Balzers, wo ihnen durch die Richter ihre Quartiere angewiesen wurden. Da saß nun eine Woche lang, Tag für Tag, ein schmucker Soldat mit der Familie zu Tisch, löffelte wacker mit und ließ sich die heute noch rühmlichst bekannte Leibspeise der Balzner, die „Hafenleib“, wohl schmecken. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es gewiß nicht,

Feuilleton Verschlungene Lebenspfade

Urheberrecht durch E. Ackermann, Stuttgart.
Roman von Erich Ebenstein.

„Die ist bei ihr? Mein Gott, wie konnte das geschehen? Weiß sie am Ende —? O, nun ist alles zu Ende — alles umsonst — wir haben vergebens gearbeitet — gewartet — gehofft — Nun können wir uns den Mund mischen — Bettler sind wir — schlimmer als Bettler.“

Ihre Stimme kreischte, ihre Augen flackerten wie im Irrensinne.

Auch der Sohn war erschrocken aufgesprungen.

Gewalttätig ergriff er seiner Mutter Hände und zwang sie so still, still zu stehen, während er gebieterisch sagte: „Sprich endlich vernünftig, statt dich in wirren Ausrufen zu ergreifen. Was ist mit dem Mädchen?“

Frau Lakwitz sah ihn unsicher an: „Es ist — wenn mich nicht alles täuscht — Richard's Tochter!“ stämmelte sie verstockt.

Der Sohn war zurückgeprallt. Im Augenblick hatte er die Tragweite dieser Tatsache

erfaßt. Das bedeutete für ihn allerdings den Verlust des erhofften Erbes — also zum Bettler werden! —

„Warum hast du mir das verschwiegen, — Mutter?“ fragte er finstern.

Sofie Lakwitz war ganz erschöpft auf einen Stuhl gesunken.

„Ich hatte mich verpflichtet, zu schweigen. Das war der Preis, durch den ich Macht über sie gewann und ihr Versprechen, dich zum Erben einzusetzen. Das Kind hat Richarda zur Mutter.“

„Ja. Aber nur vier Personen mußten darum, außer Richarda: Randal, Richardas Bruder Albert, die Hebamme und ich. Nicht einmal Helleport hatte davon je eine Ahnung. Es war ausgemacht, daß das Kind sofort nach der Geburt von Randal zu fremden Leuten gebracht werde, die es gegen eine hohe Summe an Kindesstatt annehmen sollten, ohne zu wissen, woher es stamme. Richarda wurde gesagt, daß das Kind tot geboren und von der Hebamme gleich in die Totenkapsel zur Beerdigung gebracht worden war!“

„Und Richardas Dienerschaft?“

„Nur die Gröger und der Ruffner Horwarth waren damals bei ihr. Ihnen sagte man das gleiche wie Richarda. Auch die andern Abmachungen wurden büchstäblich durch-

geführt. Ich kann mich dafür verbürgen, daß außer den vier Personen niemand von der Sache erfuhr.“

„Und woraus schließt du dann, daß gerade dieses Mädchen Helleports Kind ist?“

„Aus dem Namen, den du nannstest. Ich traute Albert damals nicht recht und zweifelte trotz seines Versprechens, daß er es übers Herz bringen würde, das Kind zu fremden Leuten zu bringen. Darum überwachte ich heimlich jeden seiner Schritte und stellte dabei fest, daß die Kleine tatsächlich nach Zugern zu einem alten Ehepaar gebracht wurde, die Frankenstein hießen und keine Ahnung hatten, wer des Kindes wirkliche Eltern waren. Die Kleine wurde dort auf den Namen Sylvia getauft und kurz danach rechtskräftig von dem Ehepaar Frankenstein adoptiert!“

„Wie aber, wenn weber jene Leute noch Sylvia ihre Herkunft kannten, fand sie dann den Weg nach dem Lindenhof?“ frug Bela grübelnd.

„Das weiß ich nicht, aber es ist eben doch Tatsache nach deinem Bericht! Randal muß das Mädchen später wieder von den Leuten geholt und offenbar aufgeklärt haben. — Na, übrigens so oder so — das eine ist klar, daß nun Sylvia ihre Erbin wird und Richarda uns nie einen Heller vererbt, nachdem sie erfuhr,

daß ich mitgeholfen habe, sie um ihr Kind zu betrügen!“

„Wenn sie es weiß! Aber muß das sein? Sylvia ist monatelang in dienender Stellung am Lindenhof, was wohl nicht der Fall wäre, wenn sie sich ihrer Kindesrechte bewußt gewesen wäre. Auch hätte sie dann wohl schon früher den Weg dahin gefunden. Randal kann sie also wohl aufgesucht, aber trotzdem nicht über ihre Herkunft aufgeklärt haben.“

„Du hältst das für möglich?“

„Ich halte es wenigstens nicht für ganz unmöglich, daß ein Zufall beide zusammengeführt, ohne daß sie zurzeit noch wissen, wie nahe sie einander stehen. Allerdings — auch dann ist die Gefahr riesengroß, und ein zufällig hin- und hergeworfenes Wort kann die Wahrheit enthüllen. Darum muß dieses Beisammensein natürlich so rasch als möglich ein Ende finden.“

„Und wie willst du das zustande bringen?“

Bela stand auf.
„Dazu brauche ich ein paar Stunden ungestörten Nachdenkens, denn es gibt dazu mehrere Wege, und man muß wohl überlegen, welcher der sicherste ist. — Eines aber steht fest“, fügte er langsam, mit funkelnden Augen, deren kalter, wilder Ausdruck an einen Tiger erinnerte, hinzu: „Ich denke nicht dar-